

Martin Suter
*Der letzte
Weynfeldt*
Roman

Diogenes

Umschlagillustration:
Félix Vallotton,
»Femme nue devant une salamandre«,
1900 (Ausschnitt)

*Für Ana und Antonio
Und zum Andenken an Daniel Schmid*

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2008
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
1000/08/44/1
ISBN 978 3 257 06630 2

Tu es nicht«, wollte er sagen, aber es ging nicht. Adrian Weynfeldt hielt den Blick auf die weißen, sommersprossigen Fäuste der Frau gerichtet. Sie hatten das schmiedeeiserne Geländer so fest umklammert, dass die Knöchel noch weißer hervortraten. Er wagte nicht, ihr in die Augen zu schauen. Sie hatte ihn als Zeugen ausgesucht. Er hoffte, ein Sprung ohne Blickkontakt wäre ihr zu unpersönlich.

Zwischen Balkonboden und Geländer guckten ihre nackten Füße herein. Jeder Zehennagel war in einer anderen Farbe lackiert. Das war ihm schon gestern Abend aufgefallen. Rot, gelb, grün, blau, violett der rechte. Der linke in der umgekehrten Reihenfolge. Violett, blau, grün, gelb, rot. So leuchteten die beiden mittleren Zehennägel in der gleichen Farbe: grün.

Bei den Fingernägeln hatte sie auf das Spiel verzichtet. Sie trugen einen transparenten Lack und waren dort, wo sie über das Nagelbett hinausragten, weiß hintermalt. Er konnte sie in diesem Moment zwar nicht sehen, aber er erinnerte sich. Weynfeldt war ein Augenmensch.

Das Weiß ihrer Knöchel verdunkelte sich ein wenig, was bedeutete, dass sie ihren Griff lockerte. »Das sind nur gut zehn Meter«, warf er rasch ein, »das überlebst du vielleicht. Stell dir lieber nicht vor, wie.«

Die Knöchel wurden wieder weißer. Weynfeldt zog seinen linken Fuß auf die Höhe des rechten und schob diesen einen halben Schritt vor.

»Bleib, wo du bist!«, sagte die Frau.

Hieß sie Gabriela? Er konnte sich nicht erinnern, sein Namensgedächtnis taugte nichts. »Abgemacht: Ich bleibe, wo ich bin. Aber du auch.«

Sie gab keine Antwort, aber die Knöchel blieben weiß.

Hinter den Bürofenstern in der Neorenaissance-Fassade gegenüber brannte sonst fast den ganzen Tag über Licht. Aber heute waren sie dunkel. Es war Sonntag, noch früh am Vormittag. Die Straßen waren menschenleer, in großen Abständen fuhren Trams vorbei, und ganz selten war ein Auto zu hören. Weynfeldt schauderte bei der Vorstellung, die Szene könnte sich an einem Werktag abspielen. Die Frau trug einen schwarzen BH und ein dazu passendes knappes Höschen. So hoffte er jedenfalls – das grüne Segeltuch, das als Blickschutz vor dem Geländer hing, verdeckte sie von der Taille an abwärts. Und als er erwacht war, war sie schon dort draußen gestanden.

Er wusste nicht, was ihn geweckt hatte. Kein Geräusch, eher das fremde Parfum. Er war eine Weile mit geschlossenen Augen dagelegen und hatte versucht, sich an ihren Namen zu erinnern. Ihr Gesicht hatte er vor sich.

Ein wenig hagerer vielleicht, ein wenig entschlossener, ein wenig illusionsloser. Aber die gleiche helle, sommerprossige Haut, die gleichen etwas schrägen grünen Augen, die gleichen roten Haare und vor allem: der gleiche Mund, dessen Oberlippe sich in seiner Form kaum von der Unterlippe unterschied.

Es war das Gesicht, das er seit so vielen Jahren zu vergessen und zu erinnern versuchte.

Adrian Weynfeldt hatte den Samstagabend wie immer zugebracht: im Kreise der älteren seiner Freunde. Er hatte zwei Freundeskreise, die keine Berührungspunkte besaßen: Der eine bestand aus Leuten, die fünfzehn oder noch mehr Jahre jünger waren als er. Bei ihnen galt er als das etwas exotische Original, dem man sich anvertrauen, das man aber auch ein wenig belächeln konnte, das diskret die Restaurantrechnungen beglich und auch ab und zu bei finanziellen Engpässen aushalf. Sie behandelten ihn mit betonter Nonchalance als einen der ihren und sonnten sich doch heimlich im Glanz seines alten Namens und Geldes. Mit ihnen besuchte er Clubs und Lounges, für die er sich allein zu alt gefühlt hätte.

Sein anderer Bekanntenkreis bestand aus Leuten, die noch seine Eltern gekannt hatten oder zumindest aus ihren Kreisen stammten. Sie waren alle über sechzig, einige älter als siebzig, und ein paar von ihnen hatten die achtzig überschritten. Und dennoch gehörten sie seiner Generation an. Ihre Eltern waren der gleiche Jahrgang wie die seinen gewesen, denn Adrian Weynfeldt war das späte Kind eines lange kinderlos gebliebenen Paares. Seine Mutter war vierundvierzig gewesen, als er zur Welt kam, und vor bald fünf Jahren, genau an seinem Fünfzigsten, mit fast fünfundneunzig gestorben.

Freunde in seinem eigenen Alter besaß Weynfeldt keine.

Den Samstagabend hatte er also im Kreise der betagteren Freunde zugebracht, in der Alten Färberei, dem gutbürgerlichen Restaurant eines Zunfthauses in der Altstadt, keine

zehn Gehminuten von seiner Wohnung entfernt. Dr. Widler war da gewesen, der alte Hausarzt seiner Mutter, der in den letzten Monaten immer apathischer geworden, um ein paar Kleidergrößen geschrumpft war und in seinen Maßanzügen verlorenzugehen drohte. Umso lebhafter seine Frau, immer noch tadellos geschminkt, tadellos frisiert und tadellos gekleidet. Und noch immer machte sie sich einen Spaß daraus, ihre Porzellandamenhaftigkeit mit Kraftausdrücken und ordinären Äußerungen zu kontrastieren.

Remo Kalt war dazugestoßen, sein kürzlich verwitweter Vetter mütterlicherseits, Mitte siebzig, im schwarzen Dreiteiler mit goldener Uhrkette und kurz getrimmtem Thomas-Mann-Schnurrbart, als käme er direkt aus einer Porträtsitzung mit Ferdinand Hodler. Remo Kalt war Treuhänder, hatte das Vermögen von Weynfeldts Eltern verwaltet und tat das weiterhin für deren Sohn. Adrian hätte das auch selbst übernehmen können, aber er brachte es nicht übers Herz, Kalt sein letztes Mandat zu entziehen. Viel falsch machen konnte der nicht. Es handelte sich zwar nicht um ein riesiges Vermögen, aber um ein solides. Und es war konservativ und langfristig angelegt.

Sie hatten die Bernerplatte bestellt, die im Winter jeden Samstagabend auf der Karte stand. Dr. Widler hatte kaum etwas angerührt, seine während ihrer bald achtzig Jahre von gertenschlank über dünn nun mager gewordene Frau Mereth hatte sich von allem – Speck, Zunge, Saucisson, Geräuchertem – zweimal servieren lassen. Kalt hatte mitgehalten, und Weynfeldt hatte gegessen wie ein Mann, dem es noch nicht ganz egal war, wie er aussah.

Es war ein angestrengt lustiger Abend geworden. Ange-

strengt, weil Mereth Widlers Provokationen schon etwas abgegriffen waren und weil auf der Tischrunde die Gewissheit lastete, dass es wohl eines der letzten Male sein würde, an denen ihr Mann mit am Tisch saß.

Widlers verabschiedeten sich früh, Weynfeldt trank mit Remo Kalt noch one for the road, und als ihnen kurz darauf der Gesprächsstoff ausging, bestellten sie ein Taxi für Kalt.

Weynfeldt wartete mit ihm vor dem Eingang. Es war ein frühlingshafter Abend, viel zu mild für Februar. Der Himmel war klar, und ein noch fast voller Mond schwebte hoch über den steilen Dächern der Altstadt. Die Gasse war menschenleer bis auf eine ältere Frau mit einem aufgeregten Spitz an der Leine. Sie beobachteten schweigend, wie sie sich hilflos von ihrem Hund spazieren führen ließ, stehenblieb, wo er schnüffeln, den Schritt beschleunigte, wo er vorbeigehen und die Route änderte, wo er die Gasse überqueren wollte.

Endlich krochen die Lichtkegel zweier Scheinwerfer hinter der Biegung hervor, gefolgt von einem Taxi, das langsam auf sie zufuhr und auf ihrer Höhe stehenblieb. Sie verabschiedeten sich mit einem formellen Händedruck, und Weynfeldt schaute dem Wagen nach, dessen Taxischild erloschen war und dessen Bremslichter vor der Einmündung in die Hauptstraße aufglühten.

Sein Heimweg führte ein Stück am Fluss entlang und am La Rivière vorbei, an welchem er um diese Zeit – es war erst kurz vor elf – nur schwer vorbeigehen konnte. Er betrat das Lokal, wie so oft an einem Samstagabend, den er in Gesellschaft seiner betagteren Freunde verbracht hatte.

Das La Rivière war noch vor zwei, drei Jahren eine etwas

angestaubte Konditorei gewesen. Dann wurde es von einem der vielen aufstrebenden Gastronomieunternehmen der Stadt übernommen, das daraus eine sehr amerikanische Cocktailbar machte. Man trank dort aus schlichten Gläsern Martinis, Manhattans, Daiquiries und Margaritas, die einem von zwei Barkeepern in eierschalenfarbenen Dinnerjackets gemixt wurden. An Samstagabenden spielte ein Trio gedämpft seine Smooth Jazz Classics.

Jetzt war das La Rivière noch halbleer, doch das würde sich in der nächsten Viertelstunde ändern, wenn die Kinos aus waren. Weynfeldt setzte sich an seinen Stammplatz an der Bar, den ersten Hocker an der Wand. Von dort aus konnte er das Geschehen überblicken und musste sich nie mit mehr als einem Sitznachbarn abgeben. Der Barman kannte ihn und brachte ihm seinen Martini, von dem er nur die Olive essen würde. Weynfeldt war ein mäßiger Trinker.

Er neigte auch sonst nicht zu Ausschweifungen. Wenn er auf dem Nachhauseweg noch in einer Bar hereinschaute, tat er das nicht wie andere Junggesellen auf der Suche nach einem bisschen Gesellschaft, Wärme, Sex. Er litt nicht unter Einsamkeit. Im Gegenteil: Er genoss es, allein zu sein. Wenn er dennoch immer wieder Gesellschaft suchte, tat er das mehr, um seiner Neigung zum Einzelgängertum entgegenzuwirken.

Was sein Bedürfnis nach Sex betraf: Es spielte seit einer Episode – besser gesagt: seit einem Schicksalsschlag – in seinem früheren Leben eine immer nebensächlichere Rolle.

Deswegen war der weitere Verlauf des Abends alles andere als typisch für Adrian Weynfeldt.

Kaum hatte ihm der Barman den Martini gebracht, betrat

eine Frau das La Rivière, steuerte auf die Bar zu, legte Mantel und Handtasche auf den Hocker neben Weynfeldt, setzte sich auf den nächsten und bestellte einen Gin-Fizz.

Sie trug eine grüne, chinesisch geschnittene Seidenbluse, aus deren kurzen, enganliegenden Ärmeln weiße Arme ragten. Dazu einen engen schwarzen Rock und hochhackige Pumps, ungefähr im Grün der Bluse. Das lange rote Haar war hochgesteckt und wurde über dem schmalen, vom Stehkragen der Bluse lose umfassten Nacken mit einer Spange aus Schildpattimitat zusammengehalten.

Bis jetzt hatte sie sich Weynfeldt nicht zugewandt, aber als der Barman den Drink vor sie hinstellte, ergriff sie die Cocktailschale und prostete Weynfeldt flüchtig zu. Sie wartete nicht, bis dieser das Glas erhob und die Geste erwidert hatte. Aber als sie es in einem Zug bis zur Hälfte geleert hatte, blickte sie ihn an und lächelte.

Weynfeldt kannte dieses Lächeln.

So erschrocken war er darüber, dass er sein Glas an die Lippen setzte und – hinunterkippte. Die Frau, die ihn anlächelte, besaß eine so große Ähnlichkeit mit Daphne, dass es unmöglich sein konnte, dass sie nicht englisch sprach – ihr melodisches, walisisch gefärbtes Englisch –, sondern ihm ein akzentfreies »Pröschtli« zuraunte. Ihre Sprache brach den Bann denn auch etwas und schwächte den Eindruck ab, dass er Daphnes Wiedergängerin vor sich habe. Vor allem, da ihr Gin-Fizz wohl nicht das erste alkoholische Getränk an diesem Abend war und sie mit etwas schwerer Zunge sprach. Daphne hatte nie getrunken.

»Die Olive«, sagte sie, »wenn Sie sie nicht mögen, ich erlöse Sie davon.«

Weynfeldt hielt ihr das leere Glas hin. Sie fischte den Zahnstocher heraus und steckte sich die Olive in den Mund. Während sie sie aß, studierte sie ihn ungeniert, spuckte den Kern in die Handfläche und ließ ihn in Weynfeldts leeres Glas fallen. Dann trank sie ihres aus. »Lorena«, sagte sie.

»Adrian Weynfeldt«, erwiderte er. Er war kein Spontan-duzer.

Lorena nahm ihre Handtasche – ein gut eingetragenes, schlichtes, markenloses Modell aus schwarzem Leder – und brachte ein ausgebeultes Portemonnaie zum Vorschein. Sie legte es auf die Theke, zählte halblaut ihr Geld, steckte es zurück und verstaute den Geldbeutel wieder in der Handtasche. »Was kostet ein Gin-Fizz?«, wollte sie vom Barman wissen.

»Achtzehn«, antwortete der.

»Dann reicht es für drei.«

»Wenn Sie erlauben«, sagte Weynfeldt, »komme ich für die Getränke auf.«

»Ich erlaube es. Aber ich trinke dennoch nie mehr, als ich selbst bezahlen könnte. Alte Regel für alleinstehende Mädchen.«

»Sehr vernünftig.«

»Wenn es vernünftig ist, dann nehme ich es zurück. Vernünftig macht alt. Bestellst du mir noch einen?«

Weynfeldt bestellte einen Gin-Fizz.

»Und einen Martini für den Herrn.«

Der Barman schaute Weynfeldt an. Der zuckte mit den Schultern und nickte.

»Du brauchst ihn ja nicht zu trinken«, sagte Lorena, »bei Männern ist vernünftig okay.«

»Und macht auch nicht alt?«

»Alt bist du auch so.«

Weynfeldt leistete Lorena vier Gin-Fizz lang Gesellschaft, während denen der Martini unberührt neben seinem Ellbogen stand. Als sie noch einen fünften wollte, bestand er darauf, sie nach Hause zu bringen, und bestellte ein Taxi.

»Wohin?«, fragte der Fahrer Weynfeldt.

»Wohin?«, fragte Weynfeldt Lorena.

»Keine Ahnung«, antwortete sie.

»Du weißt nicht, wo du wohnst?« Er hatte den Widerstand gegen das Du aufgegeben.

»Ich weiß nicht, wo *du* wohnst«, antwortete sie mit halbgeschlossenen Augen.

So kam es, dass Adrian Weynfeldt nach er wusste nicht wie vielen Jahren wieder einmal weit nach Mitternacht in Damenbegleitung nach Hause kam. Die Leute vom Sicherheitsdienst würden ihre Freude daran haben, wenn sie die Videoaufzeichnungen auswerteten.

Manchmal war es Adrian Weynfeldt unheimlich, nach Hause zu kommen. Das grelle unbarmherzige Neonlicht im Flur zwischen der knarrenden Eingangstür aus Eiche und der lautlosen Schiebewand aus Sicherheitsglas. Das Bewusstsein, dass jede seiner Bewegungen aufgezeichnet und zwei Monate aufbewahrt wurde. Der Aufzug, der ihn lautlos an den auch für ihn verschlossenen Stockwerken seines eigenen Hauses vorbeibeförderte. Die Stahltür, die aufglitt und ihn in den getäfelten Hausflur mit Eichenparkett entließ. Die doppelflügelige Wohnungstür, in deren Milchglasscheiben Art-déco-Motive geätzt waren.

An solchen Abenden kam es ihm vor, als würde er durch einen Stahltunnel in eine andere Welt und Zeit geschleust. Und wenn er seine Wohnung betrat, fühlte er sich wie der einzige Überlebende einer weit zurückliegenden Katastrophe. Kein Mensch wohnte in diesem Haus. Und keiner in den umliegenden Häusern. Er war ganz allein mit seiner Sammlung von Gemälden und Möbeln. Zeugen einer untergegangenen Kultur, die niemand je wieder aufrufen würde.

Er öffnete die Tür mit dem Schlüssel, den schon sein Vater und dessen Vater benutzt hatten, machte Licht und war froh, dass er sich auch in der Frage des Parketts nicht gegen Casutt hatte durchsetzen können. So war das alte, in allen

Tonlagen knarrende Tafelparkett nicht restauriert, sondern durch ein massives Schiffbodenparkett aus Eiche ersetzt worden, über das er jetzt in die Küche gehen konnte, ohne fremde Schritte hinter sich zu hören.

Frau Hauser hatte ihm mit ihrer kleinen säuberlichen Schrift ihre übliche Liste mit einem Magnet in Form eines gelben Entchens an die Chromstahlfront geheftet, hinter der sich die Kühl-, Gefrier- und Klimaschränke, die Backöfen, Dampfbacköfen, Mikrowellenöfen und Wärmeschubladen befanden.

Kaspar Casutt hatte Weynfeldt eine professionelle Küche verschrieben, deren Chromstahloberflächen allein einen großen Teil der Arbeitskraft von Frau Hausers häufig wechselnden Helferinnen beanspruchten. Nicht auszudenken, wenn Casutt das Magnetentchen entdecken würde.

Auf dem Zettel stand: »Roastbeef und gemischter Salat im Klimaschrank. Salatsauce dito separat. Sauce Remoulade dito. Toastbrot bereits vorgetoastet im Mikrowellenherd. Eine Minute (gelber Knopf). Keine Nachrichten auf dem Beantworter. Guten Appetit! Hauser.«

Adrian öffnete mehrere Türen, bis er die des Klimaschranks fand. Dort befanden sich Gemüse, Früchte und andere Lebensmittel in getrennten Klimazonen, jede mit ihrer eigenen Temperatur- und Luftfeuchteregelung. Er nahm das Tablett mit dem Roastbeef und dem Salat heraus, goss die Salatsauce über die Blätter und mischte sie mit dem Designersalatbesteck, das ebenfalls Casutt ausgesucht hatte. Danach drückte er auf den gelben Knopf des Mikrowellenofens, wartete das Beebeep der Elektronik ab, nahm die Toasts mit der bereitgelegten Brotzange heraus und legte sie

in das ebenfalls bereitgestellte, mit einer Serviette ausgeschlagene Brotkörbchen. Das war ungefähr das Höchste an Kochkunst, was er beherrschte.

Er fand auf Anhieb den Weinklimaschrank, wählte einen Blauburgunder aus der Region und trug das Tablett den weiten Weg zu seinem Arbeitszimmer, dem einzigen Raum außer dem Schlafzimmer, in dem er sich an solchen Abenden wohl fühlte.

Er machte Licht. Die indirekte Beleuchtung des Raumes ging an, und ein Spot warf seinen Lichtkegel auf den Vallotton in der Mitte des Raumes.

Adrian knipste die Tischlampe an und das indirekte Licht aus, schuf etwas Platz auf seinem Arbeitstisch und deckte auf. Er legte eine CD in die Anlage – J.J. Cale, Musik aus seiner Jugend –, schenkte das Glas voll und begann zu essen.

Das Licht im Raum wurde eine Schattierung dunkler – draußen in einem der Geschäftshäuser war eine Reihe Bürofenster erloschen. Er saß im Kegel seiner Arbeitslampe, einsam wie der Mann im Mond. Ein paar Meter vor ihm kniete Vallottons Modell vor dem Salamander, auch sie nur von einer einzigen Lichtquelle angeleuchtet.

Warum hatte Vallotton ihre unteren Extremitäten unterschlagen? Ein virtuoser Zeichner und geübter Anatom wie er? Hatte Marina Ducrey, die Verfasserin seines Werkkatalogs, recht, dass er sich damit auf die kykladischen Idole von 2000 v. Chr. bezog? Und dass er damit Man Rays »Le Violon d’Ingres«, diesen phallischen weiblichen Torso mit den F-Geigenlöchern, vorwegnahm?

J.J. Cales heisere, sanfte Stimme sang »After Midnight«. Adrian stocherte in seinem Salat und sortierte die Radieschen

aus. Er mochte keine Radieschen, sie stießen ihm auf. Irgendwann vor vielen Jahren hatte er die Gelegenheit verpasst, es Frau Hauser zu sagen, seither ließ er auf mehr oder weniger erfindungsreiche Art Radieschen verschwinden. Manchmal hatte er Frau Hauser im Verdacht, dass sie es schon lange wusste und ihn aus pädagogischen Gründen so lange damit quälte, bis er sich ein Herz fasste und es ihr beichtete.

Seine Gedanken wanderten zu dem seltsamen Mittagessen mit Rolf Strasser. Wie hatte sich all das aufstauen können, ohne dass er es bemerkte? Gab es noch andere, denen es ähnlich ging mit ihm? Wie wenig er doch von seinen Freunden wusste. Rolf hielt ihn für überheblich. Betrachtete seine Höflichkeit als eine Form von Herablassung. Litt unter seiner Großzügigkeit. Kannte Baier. Ging eine Zeitlang jeden Tag zu ihm, zum Malen.

Was malte Rolf bei Baier?

Er legte eine Scheibe Roastbeef auf ein inzwischen erkaltetes Stück Toast und bestrich das Ganze gedankenverloren mit Remoulade.

Was hatte Rolf Strasser bei Baier jeden Tag gemalt?

Weynfeldt legte den angebissenen Roastbeeftoast auf den Teller zurück, stand auf und ging kauend zur Staffelei mit dem Vallotton.

Das Licht des Spots fiel schräg auf das Bild und verlieh ihm einen matten Glanz. Es war wie fast alle Détremes von Vallotton nicht gefirnisst. Einige dieser Arbeiten in Tempera trugen auf der Rückseite Vallottons eigenhändige Notiz: »Niemals firnissen.«

Der matte Glanz, den das Bild aufwies, war die Patina der Zeit. Staub, Nikotin, Temperaturschwankungen und die

Staublappen gewissenhafter Dienstmädchen hatten auf der Oberfläche des Bildes einen dünnen Film hinterlassen, wie eine matte Politur aus Wachs.

In einer der vier Schubladen der schwarzen Anrichte von Paul Antaria, einem Einzelstück aus dem Jahr 1930, das Weynfeldt als Werkzeugmöbel diente, lag eine große Lupe. Er holte sie und inspizierte die Bildoberfläche.

Kaum ein Pinselstrich zu sehen. Vallotton hatte in dieser Technik mit möglichst großen Pinseln und möglichst homogenen Flächen gearbeitet.

Adrian näherte seinen Weynfeldtzinken dem Bild. Es roch vertraut und kaum wahrnehmbar nach etwas Altem, Organischem. Karton und dem Bindemittel – Knochenleim? Eigelb? –, das der Maler verwendet hatte.

Oben rechts war das Bild signiert. »F. Vallotton. 1900«.

Weynfeldt kannte die Signatur. Und auch die kleine Manie des Malers, nach seinem Nachnamen einen Punkt zu setzen, war ihm vertraut.

Im Rot des Fauteuils, der von rechts ins Bild ragte, waren ein paar Stockflecken zu sehen, groß genug, dass sie auch in einer Reproduktion sichtbar sein müssten. Stockflecken waren keine schlüssigen Beweise für die Echtheit eines Bildes. Fälscher stellten sie routinemäßig her. Mit gefriergetrocknetem Kaffeepulver. Mit verdünntem Rost. Oder einfach mit stark verdünntem Umbra Natur.

Er ging zur Bücherwand, nahm den zweiten Band von Vallottons Werkverzeichnis heraus, suchte unter dem Jahr 1900 und fand das Bild. Über eine halbe Seite hatte Marina Ducrey allein der Abbildung gewidmet.

Die Stockflecken waren da. In gleicher Anzahl, an glei-

cher Stelle. Er ließ ein letztes Mal die große Lupe über die Abbildung gleiten. Alles stimmte. Auch die Unterschrift.

Weynfeldt klappte das Buch zu, holte seinen Toast und konzentrierte sich wieder auf das Bild. Mit vollen Backen kauend suchte er es ab, er wusste nicht, wonach. Er schob sich den letzten Bissen in den Mund und suchte weiter.

Der Punkt!

Mit drei Schritten war Weynfeldt beim Werkverzeichnis, leckte die Reste der Remoulade von den Fingern – etwas, was er nie tat, nie! –, rieb sie im Innern seiner Hosentasche trocken und blätterte, bis die Seite mit dem Bild wieder vor ihm lag.

Er nahm die Lupe, knipste ihr Lämpchen an und vergrößerte die Signatur. »F. Vallotton 1900«. Ohne Punkt nach dem Nachnamen.

Wenn man von einem Bild erst einmal weiß, dass es eine Fälschung ist, ist es einfach, die Hinweise darauf zu finden. Weynfeldt rahmte es aus und entdeckte in kurzer Zeit gleich zehn. Zum Beispiel war die Farbe – das konnte er an einer vom Rahmen verdeckten Farbverdickung mit dem Fingernagel prüfen – zu frisch und zu elastisch.

Das Bild war grundiert, aber Vallotton arbeitete immer mit nicht grundiertem Zeichnungskarton.

Der matte Glanz der Oberfläche – das ergab ein Test mit dem Feuerzeug an einer verdeckten Stelle – stammte nicht von der Patina der Zeit, sondern von einem dünnen Film aus mattem Wachsfirnis.

Es dauerte keine Stunde, bis Adrian Weynfeldt mit letzter Sicherheit wusste, woran Rolf Strasser in Klaus Baiers Haus jeden Tag gemalt hatte.